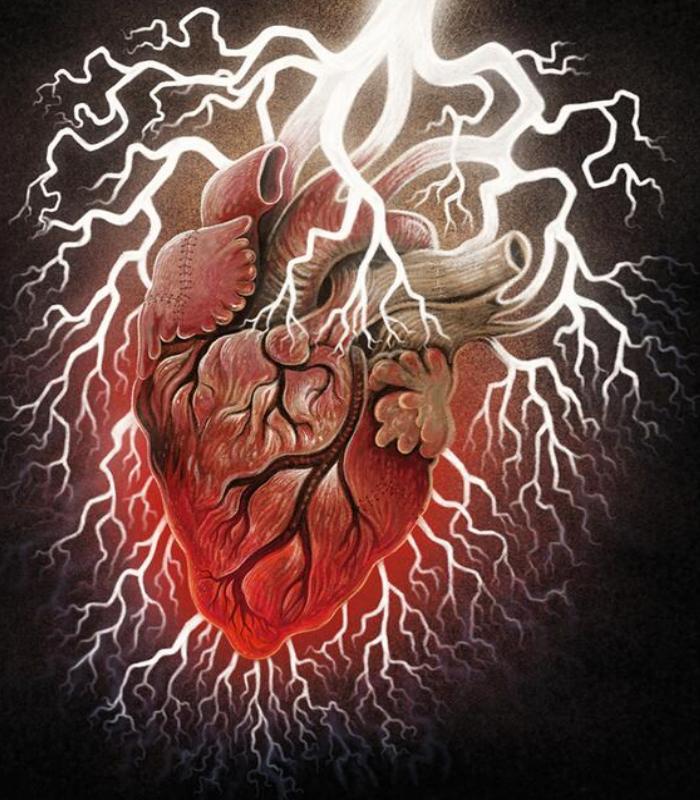


BIBLIOTECA OBSCURA

Mary Shelley

# FRANKENSTEIN

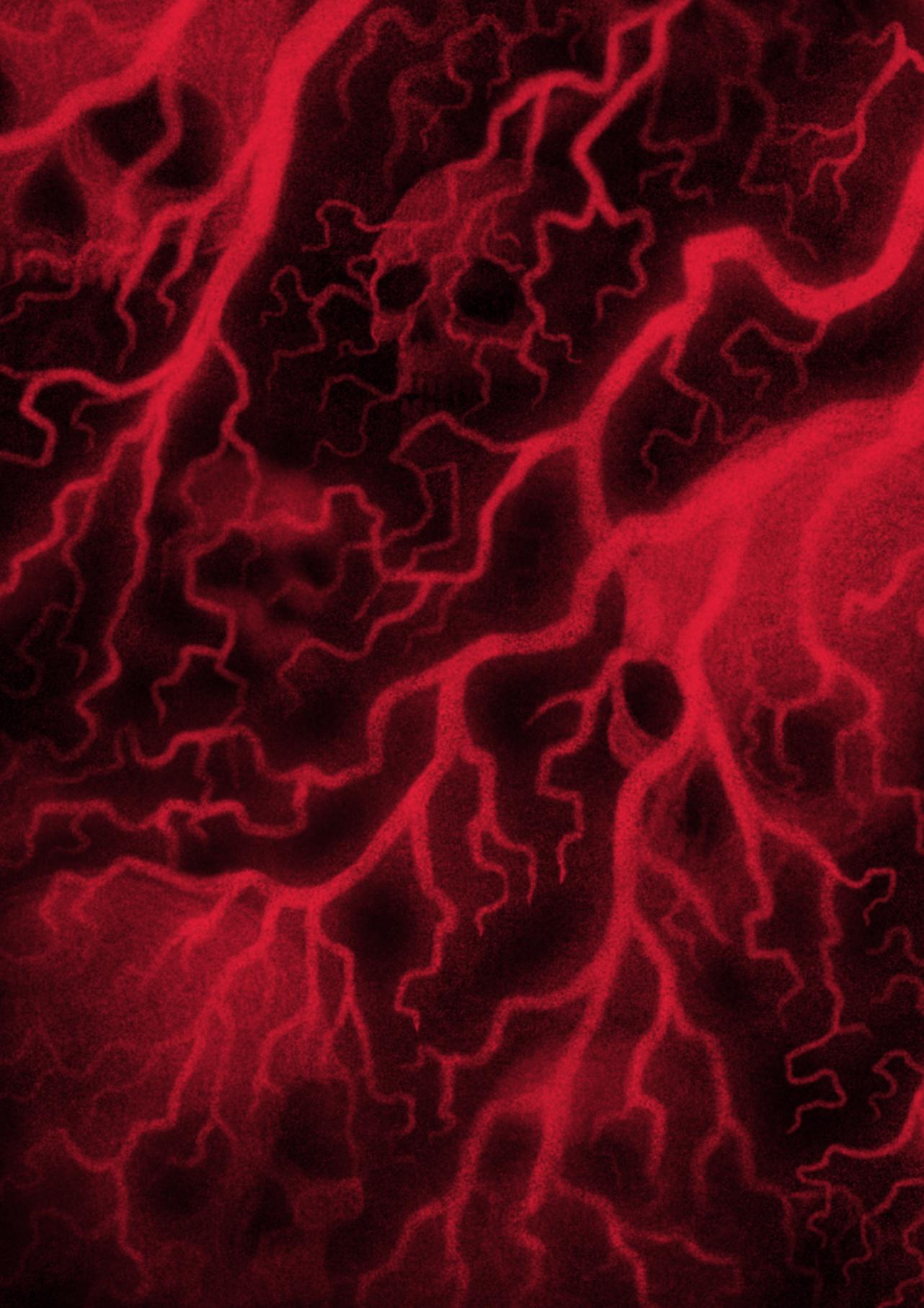


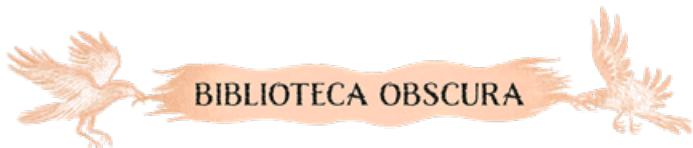
Die Kunstausgabe von  
**MARCIN MINOR**

arsEdition

Mary Shelley

# FRANKENSTEIN





Mary Shelley

# FRANKENSTEIN

NEUBEARBEITUNG VON  
*Sandra Miehling*

ILLUSTRIERT VON  
*Marcin Minor*

arsEdition



## VORWORT

---

*Was darf der Mensch?*



der: Wer oder was ist Frankenstein? Ein grässliches Monster, so die spontane Antwort der meisten. Ein künstlich geschaffenes Horrorwesen, ungelenk, ungehobelt, brutal. Irgendwas zwischen Godzilla und Urroboter. Längst ist Frankenstein ein Mythos. Sein Dasein hat sich verselbstständigt, unser Bild ist geprägt von zahlreichen Filmen, Theaterevents oder Videospielen.

In Wahrheit ist das bedauernswerte Ungetüm namenlos. Victor Frankenstein – so heißtt nämlich der hochbegabte Schweizer Wissenschaftler, der sich während seines Studiums in Ingolstadt auf ein folgenreiches Experiment einlässt: Aus Leichenteilen flickt er eine menschenähnliche Kreatur zusammen, die er mithilfe nicht näher genannter chemischer und physikalischer Verfahren zum Leben erweckt.

Mary Shelley, die ihren Roman 1816 begonnen und 1818 zunächst anonym veröffentlicht hat, nennt ihr zunächst ichloses Geschöpf schlichtweg »creature« oder »monster«. Merkmale: 240 Zentimeter hoch, gelbliche Haut, schwarze Lippen.

Der Inhalt der Shelley'schen Erzählung wurde im Lauf der Jahre und in den verschiedenen Adaptionen mit Schauermission bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Und ja, auch die Autorin wollte Gänsehaut erzeugen – oder eher erschrecken im Sinne von wachrütteln.

Was ist und wo befindet sich der Ursprung des Lebens? In den Salons – Shelley mittendrin – diskutierte sich die intellektuelle Elite über die gewagten evolutionstheoretischen Ansätze des Mediziners Erasmus Darwin die Köpfe heiß. Der hatte es sich gründlich mit der Kirche verscherzt und einer seiner Enkel würde Charles Darwin heißen ...

Kurzum: Es ging um so viel mehr als um ein Gruselmärchen, es ging um eine philosophische und psychologische Deutung des Geschehens. Und Fragen über Fragen.



Wie entsteht das Böse? Das Monster, dessen blutrünstige Taten wir mit Entsetzen verfolgen, ist zu Beginn ein naives Wesen mit edlen Zielen und einer empfindsamen Seele. Erst die Zurückweisung durch andere führt zu Enttäuschung und Verzweiflung. Der Mensch schafft durch sein Vorurteil den Nährboden für unerbittliche Gewalt. Weil die Kreatur, die sich nichts sehnlicher wünscht, als von anderen angenommen und geliebt zu werden, nur Ablehnung erfährt, entwickelt sie Hass und Rachegefühle.

Was darf der Mensch? Wo sind seine Grenzen? Und damals, vor zweihundert Jahren schon: Wie vertreten wir künstliche Intelligenzen, auch wenn sich die Folgen nicht absehen lassen? Der Mensch spielt Gott. Ist das Wissensdurst? Hybris?

Die prometheische Mission: Der Mensch wagt sich aus dem von Religion und Moral festgesteckten Terrain hinaus. Neue naturwissenschaftliche Erkenntnisse, die Entdeckungen in den Bereichen Elektrizität und Galvanismus – das alles waren damals Dinge, die in der Luft lagen, über die man sprach, die begeisterten, aber auch beängstigten.

Die neunzehnjährige Mary Shelley sog diese Luft ein. Sie war gebildet, unglaublich belesen und stand in regem Austausch mit den Geistesgrößen ihrer Zeit. Sie war die Tochter der berühmten Frauenrechtlerin Mary Wollstonecraft und des Schriftstellers und Philosophen William Godwin. Nie hätte sie sich mit einer Heimchen-am-Herd-Rolle zufriedengegeben. Sie wünschte sich ein Leben in Freiheit im Kreise aufgeklärter Denker und Dichter, sie beschäftigte sich mit gesellschaftlichen Fragen, diskutierte, zeigte sich in vielerlei Hinsicht rebellisch – und vor allem wollte sie schreiben.

Sommer, anno 1816. Man befand sich zu fünft auf Sommerfrische nahe dem Genfer See: Mary, damals noch Godwin, ihr Geliebter Percy Shelley – romantischer Dichter und verheirateter Familienvater, mit dem sie zwei Jahre zuvor durchgebrannt war –, der berühmte Lord Byron, dessen italienischer Begleiter Giovanni Polidori sowie Marys Halbschwester Claire. Abends weilte man am Kamin und las sich vor. Neben hoher Literatur gerne auch eine der damals so beliebten »Gothic Novels«. Das waren düstere, oft auf mittelalterlichen Burgen spielende Schauergeschichten, in denen übernatürliche Kräfte eine Rolle spielten und die die Zuhörer- bzw.

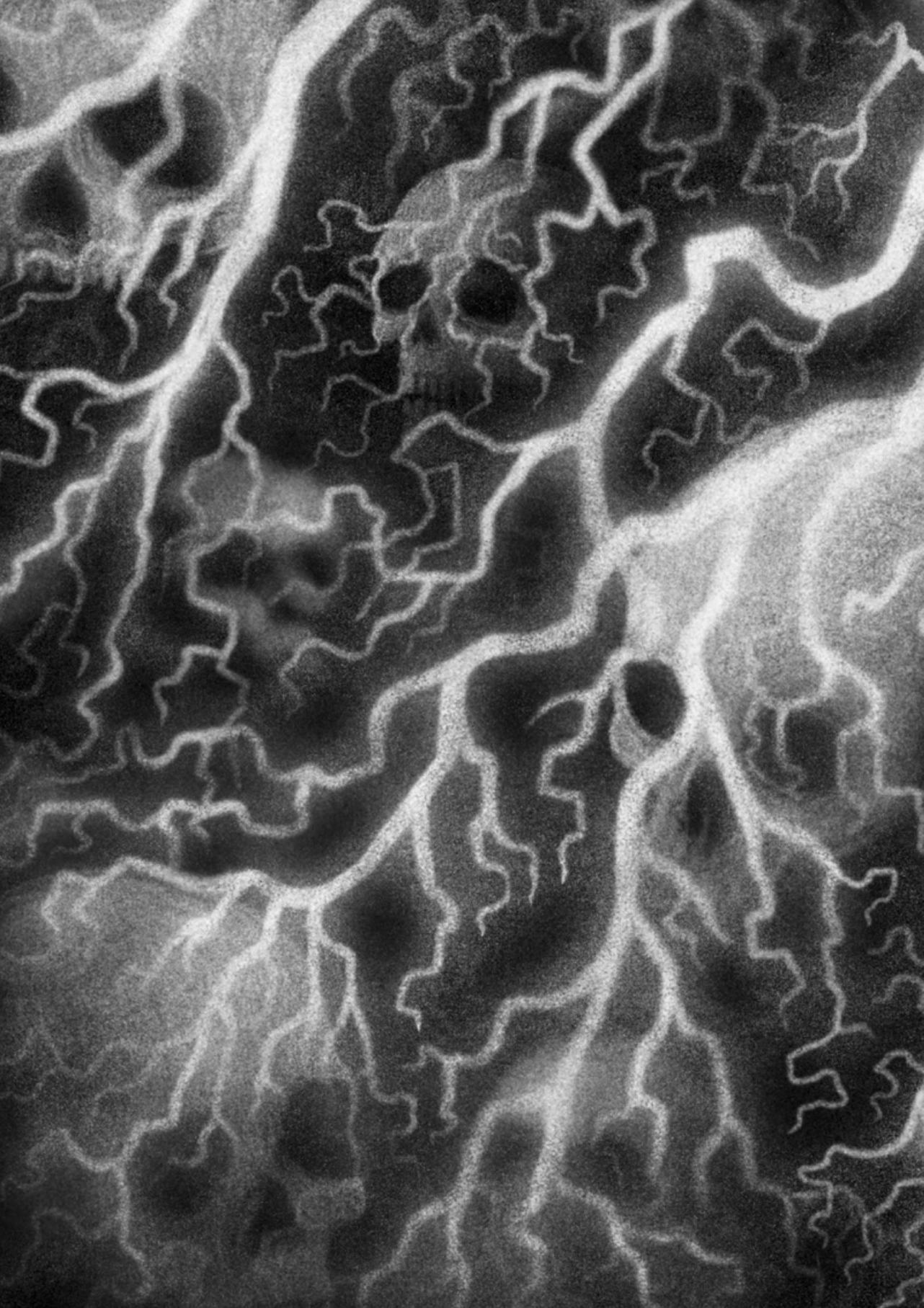
Leserschaft in Angst und Schrecken versetzen sollten. Doch das klappte nicht so recht vor jenem Kaminfeuer in der Schweiz. Die Qualität der Texte war wohl eher dürfzig, umso schneller war man sich in der kleinen Gesellschaft einig: »Das können wir besser!« So war die Challenge geboren, in die sich alle mit größtem Eifer stürzten: »Wer schreibt die beste Horrorgeschichte?«

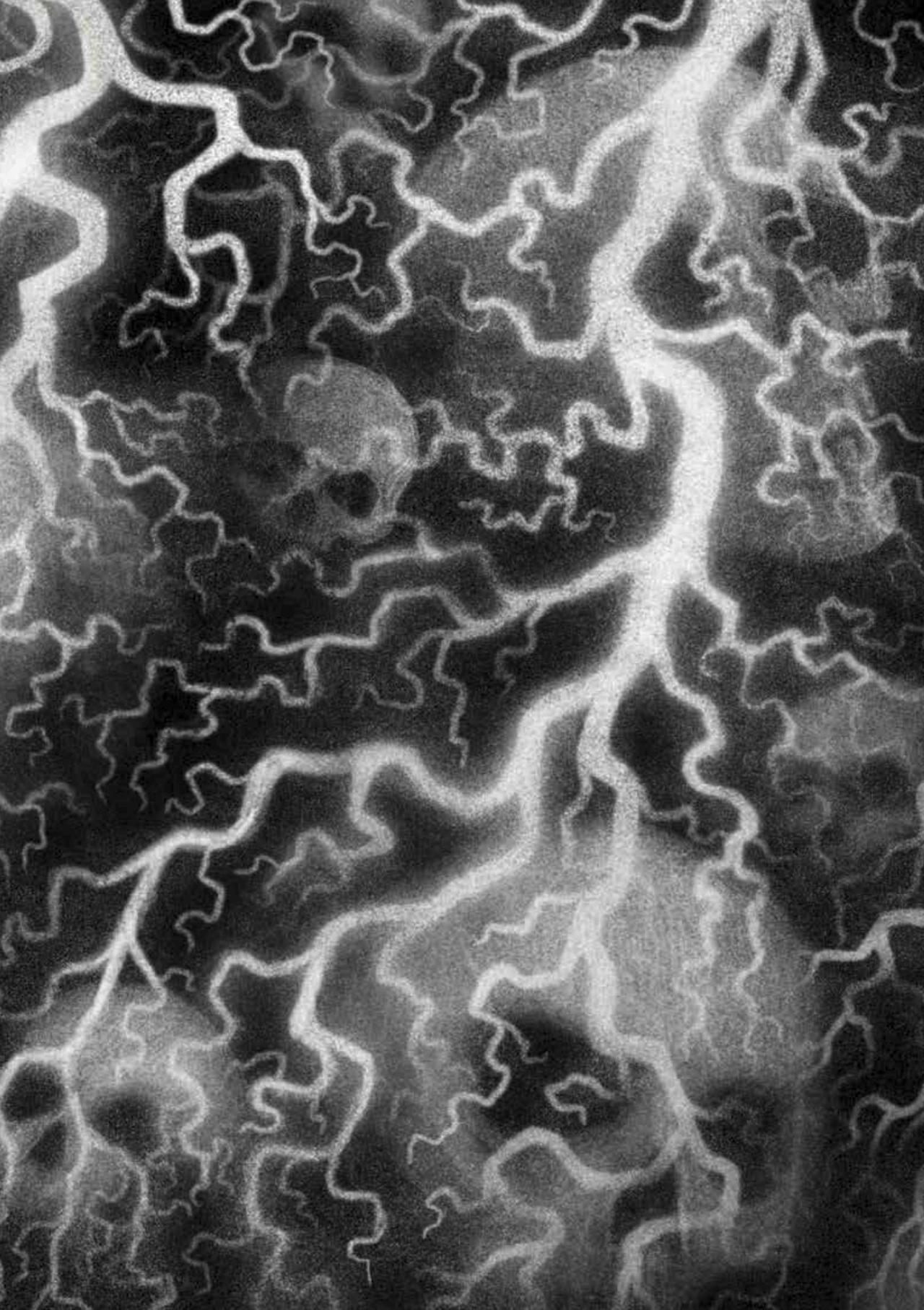
Während sich Byron und Shelley bald wieder ihren Segelfahrten auf dem Genfer See widmeten, war Mary die Einzige, die sich konsequent mit der Umsetzung des Projekts beschäftigte. Sie entwickelte einen stimmigen Plot und arbeitete ihn Kapitel für Kapitel bis ins kleinste Detail aus. Mary hatte eine immense Vorstellungskraft. Und war überzeugt, dass der wahre Horror nicht in fantastischen Gespenstergeschichten steckt, sondern in dem, was tatsächlich Wirklichkeit werden könnte: Wissenschaft, die so weit geht, dass sich das Menschengemachte verselbstständigt. Damit ließ sie den »gotischen Schauerroman« weit hinter sich. Frankenstein oder Der moderne Prometheus ist Science-Fiction im besten Sinne des Wortes.

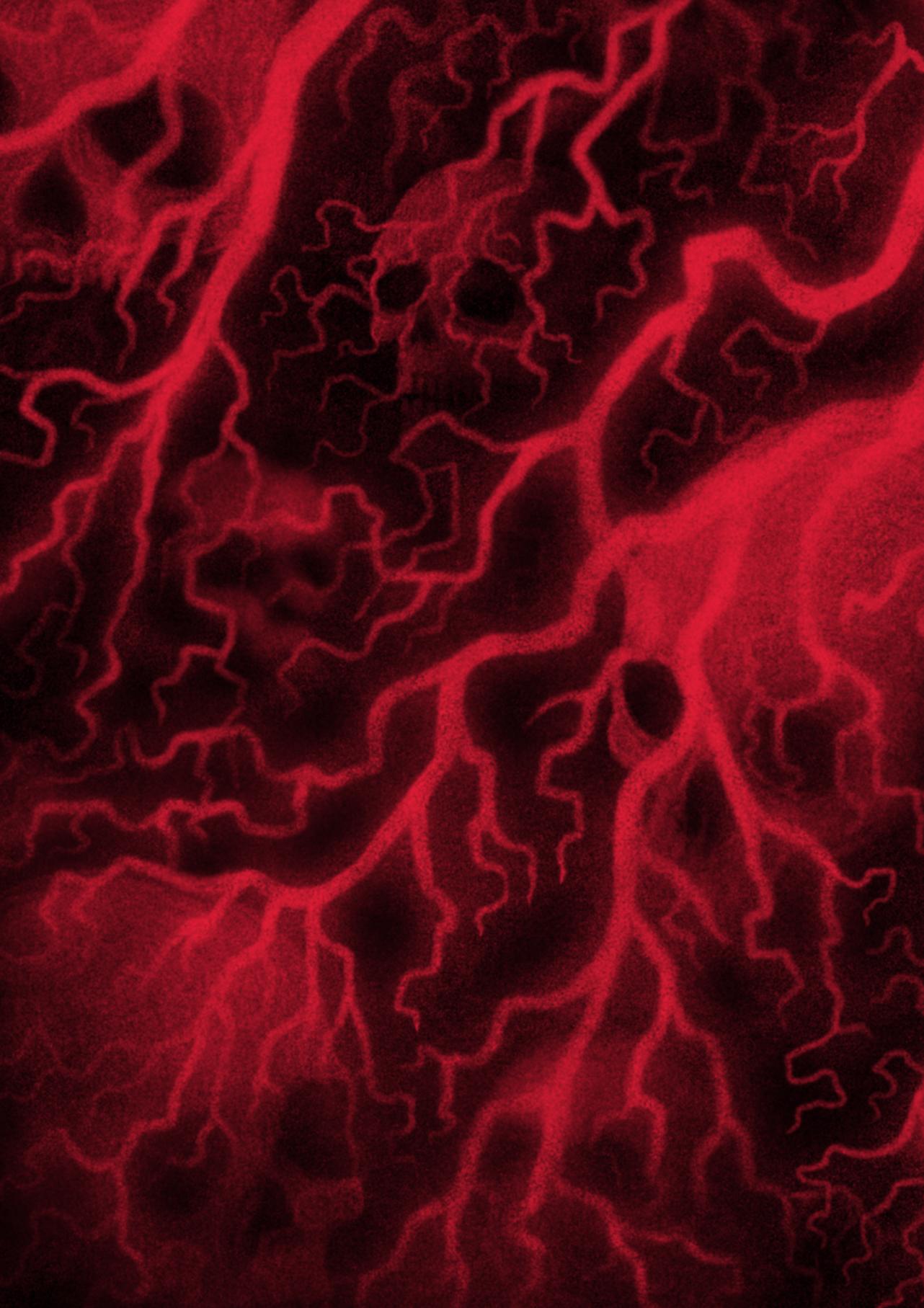
Frankensteins Monster bleibt die unbestrittene Nummer eins: Dieses Werk begründet Mary Shelleys Weltruhm. Doch auch in anderen Werken der später noch hochproduktiven Autorin zeigt sich ihr prophetischer Sinn. In dem Zukunftsroman *The Last Man* etwa erzählt sie aus der Sicht eines letzten Überlebenden von einer Seuche, die im 21. Jahrhundert die gesamte Menschheit dahinrafft ...

*Dr. Sandra Miehling*









## 1. BRIEF

---

AN FRAU SAVILLE, ENGLAND

*St. Petersburg, 11. Dezember 17...*



s wird dich freuen zu hören, dass sich zu Beginn des Abenteuers, dem du mit so dunklen Vorahnungen entgegensahst, noch keinerlei Unglück ereignet hat. Ich bin gestern hier angekommen, und das Erste, was ich tue, ist, meiner lieben Schwester mitzuteilen, dass es mir gut geht und dass ich immer zuversichtlicher werde, dass meine Unternehmung gelingen wird.

Ich bin schon ein ganzes Stück nördlich von London, und wenn ich durch die Straßen Petersburgs spaziere, streicht mir ein kalter Nordwind um die Wangen, der meine Nerven stärkt und mich mit Freude erfüllt. Kannst du das nachempfinden? Dieser Wind, der aus den Gegenden kommt, denen ich mich nähere, gibt mir einen Vorgeschmack auf diese frostigen Landstriche. Für mich ist er voller Verheißenungen und beflügelt meine Fantasien, die immer lebhafter und glühender werden. Vergeblich rede ich mir ein, dass der Pol eine trostlose Eiswüste ist, ich stelle ihn mir einfach als einen Ort der Schönheit und der Wonne vor. Man sieht dort immerzu die Sonne, Margaret, ihr weites Rund streift den Horizont und verbreitet nie versiegenden Glanz. Was darf man nicht alles erhoffen von einem Land des ewigen Lichts! Vielleicht entdecke ich dort die geheimnisvolle Kraft, die die Kompassnadel anzieht, und kann auf dieser Reise endlich die unzähligen bisher unverständlichen Himmelsbeobachtungen plausibel erklären. Ich brenne vor Neugier, einen Weltteil zu sehen, den noch nie der Fuß eines Menschen betreten hat. Das ist so verlockend für mich, dass ich weder Gefahr noch Tod fürchte und mich voller Freude in diese anstrengende Reise stürze, wie ein Kind, das mit seinen Spielgefährten

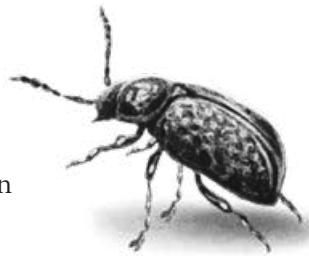
in den Ferien ein kleines Boot besteigt, um den benachbarten Fluss hinaufzufahren. Und selbst wenn all meine Vermutungen falsch sind, wirst du nicht abstreiten, dass es der Menschheit von unschätzbarem Nutzen sein wird, wenn ich in der Nähe des Pols eine Passage zu den Ländern entdecke, die man bisher nur erreicht, wenn man mehrere Monate unterwegs ist. Oder wenn ich dem Geheimnis des Magnetismus auf die Spur komme, was ja doch nur auf einer Expedition wie meiner überhaupt möglich ist.

Diese Gedanken vertreiben die Aufregung, die am Anfang des Briefes noch da war, und jetzt glüht mein Herz vor himmelstürmender Begeisterung. Nichts beruhigt das Gemüt nämlich mehr als ein fester Vorsatz – ein Ziel, das unverrückbar vor dem inneren Auge steht. Diese Expedition war schon in Kindheitstagen mein größter Traum. Eifrig las ich die Berichte über die verschiedenen Reisen, die man unternommen hatte, um den Nordpazifik über die Wasser zu erreichen, die den Pol umgeben. Du erinnerst dich vielleicht, dass die Bibliothek unseres guten Onkels Thomas hauptsächlich aus solchen Reisebeschreibungen bestand. Tag und Nacht versenkte ich mich in diese Werke, und je vertrauter sie mir wurden, desto trauriger fand ich es, dass mein Vater, als er im Sterben lag, meinem Onkel verboten hatte, mich Seemann werden zu lassen.

Sechs Jahre ist es jetzt her, dass ich den Plan zu meinem Abenteuer fasste. Ich habe noch genau den Moment vor Augen, an dem ich mir diese große Aufgabe in den Kopf setzte. Zuerst wollte ich meinen Körper stählen. Ich ging mit Walfischfängern auf Expeditionen in die Nordsee, ich litt Kälte, Hunger und Durst, und ich versuchte, ohne Schlaf auszukommen. Manchmal arbeitete ich härter als die Seemänner selbst und saß dann nachts noch über meinen Studien der Mathematik, der Medizin und all der physikalischen Disziplinen, die für die Praxis der Seefahrt von Nutzen sind. Zweimal heuerte ich sogar als Matrose auf einem Grönlandfahrer an, und wie ich mich da schlug, erregte Bewunderung. Ehrlich gesagt war ich ziemlich stolz, als mir der Kapitän eine Offiziersstelle auf seinem Schiff anbot und mich dringend bat zu bleiben, da er meine Dienste so geschätzt hatte.

Und jetzt, liebe Margaret, soll es mir denn nicht vergönnt sein, das, was ich mir so fest vorgenommen habe, auch zu schaffen? Ich könnte ein bequemes Luxusleben führen, aber Ruhm ist mir mehr wert als Wohlstand.

Oh, wäre da nur irgendwo eine Stimme, die  
mich bestärkte und meine bange Frage bejahte!  
Ich bin fest entschlossen, aber meine Hoffnungen  
schwanken und oft bin ich niedergeschlagen.  
Eine lange und schwierige Reise liegt vor mir, deren  
Gefahren all meine seelische Kraft erfordern. Denn ich  
muss ja nicht nur den anderen Mut machen, sondern darf auch selbst nicht  
verzagen, wenn sie den ihren verlieren.



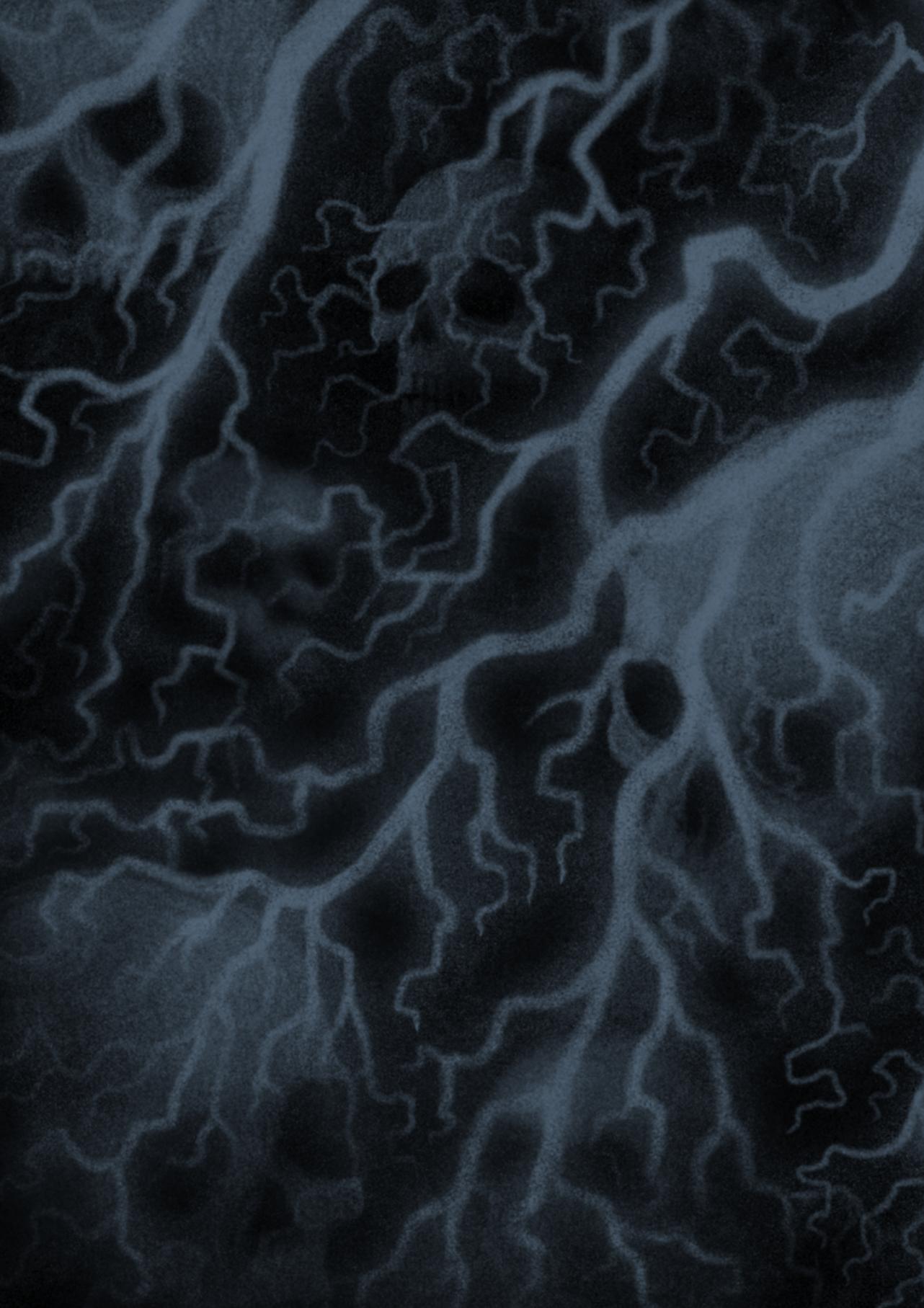
Es gibt keine bessere Jahreszeit für eine Reise in Russland als jetzt.  
Die Leute fliegen auf ihren Schlitten dahin, eine wirklich schöne Art, sich  
fortzubewegen, und viel angenehmer als das Fahren in einer englischen Post-  
kutsche. Die Kälte hält man gut aus, wenn man sich in Pelze hüllt, was ich mir  
recht schnell angewöhnt habe, denn es ist schon ein gewaltiger Unterschied,  
ob man an Deck auf und ab geht oder stundenlang völlig bewegungslos  
dasitzt und einem das Blut buchstäblich in den Adern gefriert. Ich habe  
jedenfalls nicht die Absicht, schon auf der Poststraße zwischen Petersburg  
und Archangel mein Leben zu lassen.

Dorthin will ich nämlich in zwei oder drei Wochen aufbrechen. Ich  
werde dann ein Schiff mieten und so viele walfangerprobte Matrosen  
anwerben, wie ich brauche. Ich werde sicher nicht vor Juni ablegen – und  
wann ich zurück sein werde ...? Ach, liebste Schwester, was soll ich dir  
hierauf antworten? Wenn mir Erfolg vergönnt ist, vergehen viele, viele  
Monate, vielleicht Jahre. Wenn ich scheitere, siehst du mich bald wieder –  
oder aber gar nicht mehr.

Leb wohl, Margaret. Der Himmel möge dich segnen und auch mich  
beschützen, sodass ich dir noch viele Male für deine große Liebe und Güte  
danken kann.

Stets dein treuer Bruder

*Robert Walton*



## 2. BRIEF

---

AN FRAU SAVILLE, ENGLAND

*Archangel, 28. März 17...*

W

ie langsam hier doch die Zeit vergeht, mitten in Eis und Schnee! Immerhin, der nächste Schritt ist getan: Ich habe ein Schiff gemietet und bin jetzt dabei, meine Mannschaft zusammenzustellen. Die, die ich schon angeheuert habe, scheinen mir Leute zu sein, auf die ich mich wirklich verlassen kann – beherzt und unerschrocken.

Aber einen Wunsch konnte ich mir noch nicht erfüllen, Margaret, und ich trage wirklich schwer daran: Ich habe keinen Freund! Wenn ich in Begeisterung über meine Erfolge schwelge, ist da niemand, mit dem ich meine Freude teilen kann. Und bei Rückschlägen hilft mir keiner, über die Enttäuschung hinwegzukommen. Ich vertraue meine Gedanken zwar dem Papier an, aber für das Mitteilen von Gefühlen ist das doch ein recht armseliges Medium. Ich bräuchte einfach die Gesellschaft eines Menschen, der mit mir fühlt und mit dem ich mich direkt austauschen kann. Sicher hältst du mich für sentimental, aber das Bedürfnis nach einem Freund ist wirklich groß. Ich habe hier niemanden, der nicht nur tapfer, sondern auch besonnen wäre, der sich durch Bildung und einen verständigen Geist auszeichnete, der meine Neigungen teilte und meine Pläne entweder unterstützte oder mir davon abriet. Was für eine ausgleichende Wirkung müsste solch ein Freund auf deinen armen Bruder haben! Ich selbst überstürze ja oft Dinge und verliere bei Schwierigkeiten schnell die Geduld.

Aber was helfen alle Klagen? Auf dem weiten Meer werde ich ebenso wenig einen Freund finden wie unter den Händlern und Seeleuten hier in Archangel. Das heißt freilich nicht, dass sich in den Herzen dieser rauen

Menschen gar keine Gefühle verbergen. Mein Leutnant zum Beispiel hat einen bewundernswerten Mut und steckt voller Tatendrang, er ist geradezu verrückt nach Ruhm oder, um mich deutlicher auszudrücken, nach Beförderung. Er ist Engländer und hat sich unbeeinflusst von Herkunft, Beruf oder Bildung einige feine menschliche Wesenszüge bewahrt. Ich habe ihn an Bord eines Walfischfängers kennengelernt, und da er hier in der Stadt keine Beschäftigung hatte, war er schnell für mein Unternehmen gewonnen.

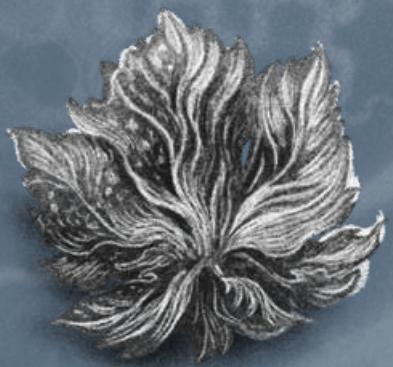
Der Kapitän ist ein Mensch von ganz besonderen Qualitäten. Sein freundliches Wesen und die Nachsicht gegenüber der Mannschaft wird auf dem Schiff sehr geschätzt. Deshalb und weil jedermann wusste, wie rechtschaffen und überaus tapfer er war, wollte ich ihn unbedingt anheuern. Meine einsam verbrachte Jugend und die sanfte, einfühlsame Art, mit der du mich in späteren Jahren umsorgt hast, haben meine Charakteranlagen so veredelt, dass mir der rohe Umgang, wie er an Bord üblich ist, zutiefst zuwider ist. Ich fand das noch nie notwendig, und als ich dann von einem Seemann hörte, der nicht nur herzensgut ist, sondern dem auch die Mannschaft mit Respekt und Gehorsam begegnet, war ich besonders froh, ihn für mich gewinnen zu können.

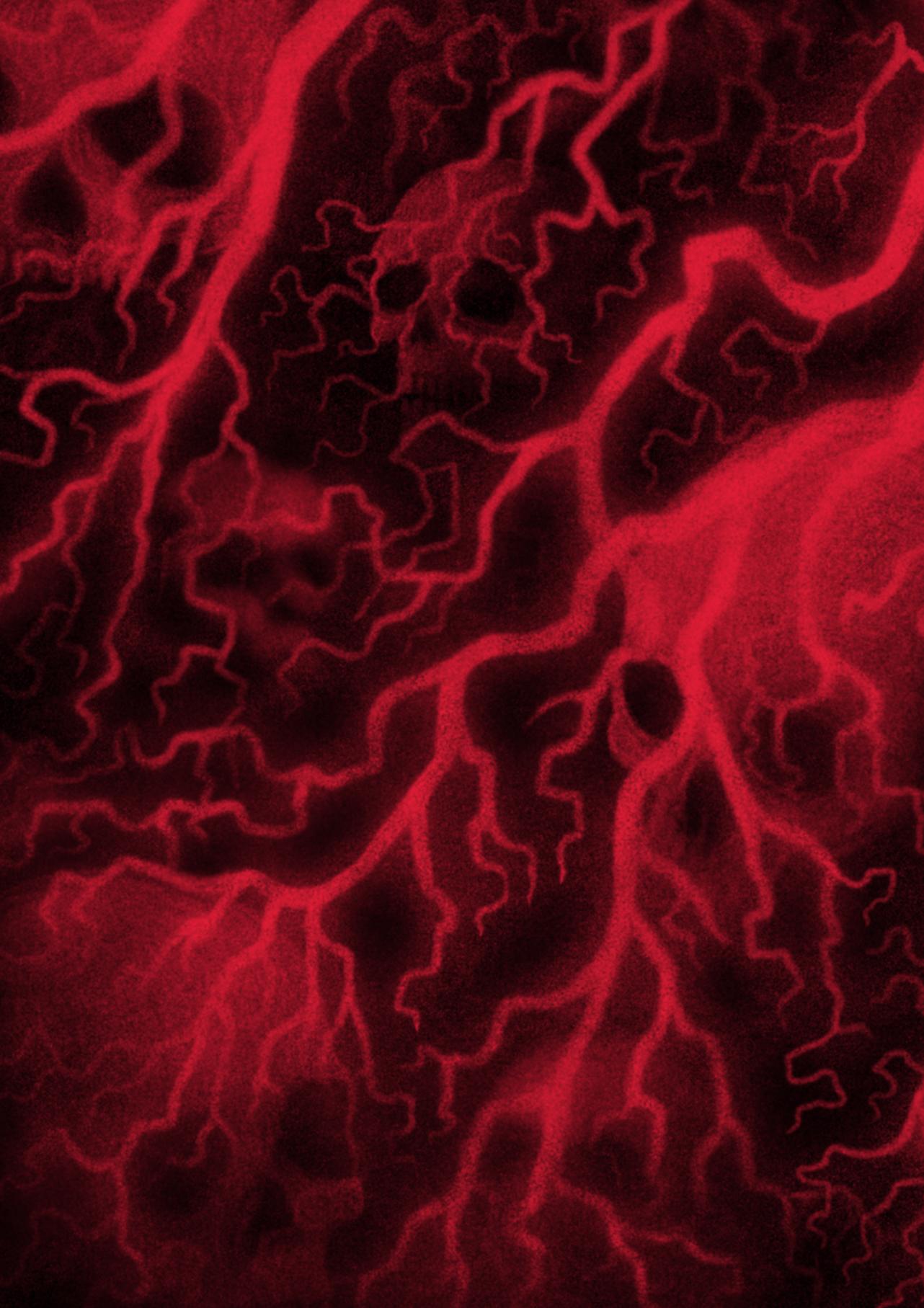
Wie soll ich dir meine Gefühle beschreiben, jetzt, wo mein Abenteuer so unmittelbar bevorsteht? Diese Mischung aus angenehmer Erregung und Angst, die mir während der letzten Reisevorbereitungen zusetzt – es sind Empfindungen, die sich unmöglich schildern lassen. Bald werde ich ein nie erforschtes Reich betreten, das Land des Nebels und des Schnees.

Werde ich dich erst wiedersehen, wenn ich gewaltige Meere durchschifft und über die Südspitze von Afrika oder Amerika zurückgekehrt bin? Ich wage es kaum, mir so einen Erfolg auszumalen, andererseits bringe ich es auch nicht über mich, die Kehrseite der Medaille zu betrachten. Schreibe mir auf jeden Fall, wann immer es dir möglich ist. Vielleicht erreichen mich deine Briefe gerade dann, wenn ich deinen Zuspruch am meisten brauche. Ich habe dich herzlich lieb. Behalte mich in zärtlicher Erinnerung, wenn es denn sein sollte, dass du nie mehr von mir hörst.

Stets dein treuer Bruder

*Robert Walton*





### 3. BRIEF

---

AN FRAU SAVILLE, ENGLAND

7. Juli 17...

**L**iebe Schwester,  
ein paar Zeilen in Eile, nur damit du weißt, dass ich wohllauf  
bin und schon ein gutes Stück Strecke zurückgelegt habe. Ein  
Kaufmann wird diesen Brief auf seiner Heimreise nach England  
mitbringen. Der Glückliche! Ich dagegen sehe meine  
Heimat vielleicht erst in Jahren wieder. Trotzdem bin  
ich gut gelaunt. Meine Männer sind stark und offenbar  
zu allem bereit. Selbst die umhertreibenden Eisschollen, die uns immer  
begleiten und uns einen Vorgeschmack auf die Gefahren geben, denen wir  
uns nähern, scheinen sie nicht zu schrecken. Wir sind jetzt schon ziemlich  
weit im Norden, aber es ist ja Hochsommer, und wenn es auch nicht so  
warm ist wie in England, so sorgen doch die Südwinde, die uns den heiß  
ersehnten Ufern entgegentreiben, für erstaunlich angenehme Tempera-  
turen.

Bisher hat sich noch nichts Wesentliches ereignet. Hie und da eine steife  
Brise und einmal auch ein kleines Leck, aber das sind Zwischenfälle, die für  
erfahrene Seemänner kaum der Rede wert sind, und ich bin sehr froh, wenn  
uns nichts Schlimmeres passiert.

Leb wohl, liebe Margaret. Du kannst dich darauf verlassen, dass ich mich  
nicht unbedacht in Gefahr bringen werde. Schließlich geht es um dein,  
aber auch mein eigenes Wohl. Ich werde nicht den Kopf verlieren, sondern  
klug und vorsichtig handeln.

Trotzdem soll mein Unternehmen von Erfolg gekrönt sein. Warum auch  
nicht? Jetzt bin ich schon so weit gekommen, habe mir einen sicheren Weg  
durch das weite Meer gebahnt und niemand Geringeres als die Sterne oben

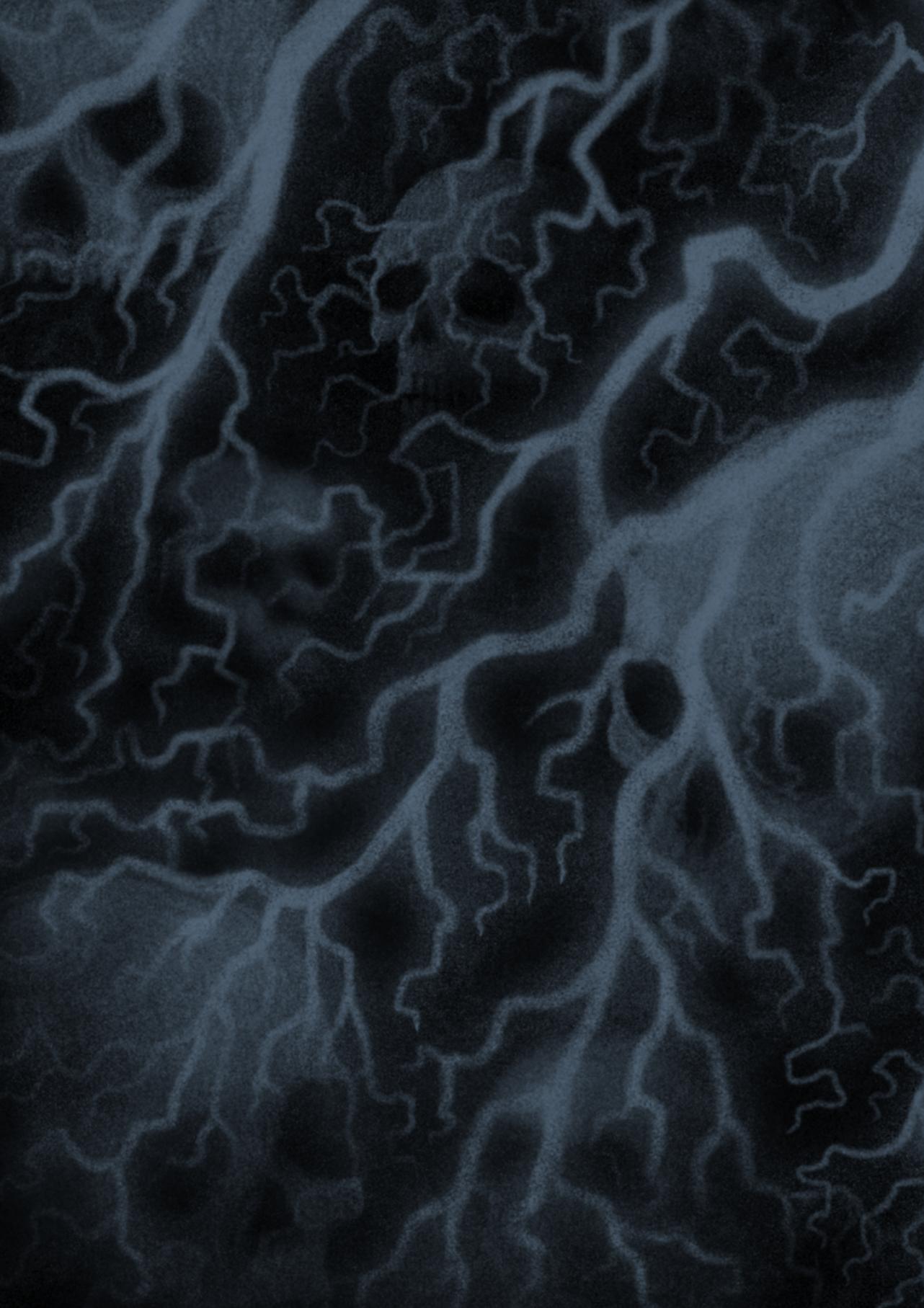
am Himmel sind Zeugen meines Triumphs. Warum also nicht weiter voran auf diesem ungezähmten Element, das sich mir doch zu fügen scheint? Was kann die Entschlossenheit und Unbeirrbarkeit des menschlichen Willens aufhalten?

So spricht mein überquellendes Herz, ohne dass ich es eigentlich wollte. Jetzt aber muss ich Schluss machen. Der Himmel segne meine geliebte Schwester.

R. W.







#### 4. BRIEF

---

AN FRAU SAVILLE, ENGLAND

*5. August 17...*

**E**

twas sehr Merkwürdiges hat sich ereignet, und ich muss es dir jetzt einfach erzählen, auch wenn ich höchstwahrscheinlich eher bei dir bin als dieser Brief.

Letzten Montag (31. Juli) waren wir von allen Seiten von Eis umgeben. Das Schiff war regelrecht eingeschlossen und hatte kaum mehr genug Wasser, um vorwärts zukommen. Das war ziemlich gefährlich, zumal wir in sehr dichtem Nebel dahintrieben. Wir drehten also bei und hofften, dass sich das Wetter und unsere Lage bessern würde.

Gegen zwei Uhr lichtete sich der Nebel. Wir hatten wieder Sicht und mussten feststellen, dass sich vor uns gewaltige, bizarr geformte Eisplatten aufgetürmt hatten, die sich in endloser Weite um uns herum erstreckten. Einige meiner Leute wurden unruhig, und auch ich konnte eine gewisse Angst und Anspannung nicht unterdrücken, als uns plötzlich ein seltsamer Anblick von unserer eigenen Notlage ablenkte. Wir sahen ein flaches Gefährt auf Schlittenkufen, das von Hunden gezogen wurde und sich ungefähr eine halbe Meile von uns entfernt Richtung Norden bewegte. Ein Wesen ähnlich einem Menschen, aber deutlich größer, saß darin und lenkte die Tiere. Wir verfolgten den blitzschnell dahinfliegenden Reisenden mit unseren Fernrohren, bis wir ihn irgendwann zwischen den zerklüfteten Eisschollen verloren.

Diese Erscheinung löste natürlich maßloses Erstaunen bei uns aus. Wir dachten, Hunderte von Meilen vom festen Land entfernt zu sein, doch dieser Anblick zeigte uns, dass das offenbar gar nicht stimmte. Leider hatten wir keine Möglichkeit, dem rätselhaften Wesen, das unsere Aufmerksamkeit

so in Bann gezogen hatte, auf den Fersen zu bleiben, weil wir ja im Eis gefangen waren.

Etwa zwei Stunden später hörten wir die Grundsee, und noch vor Einbruch der Nacht löste sich das Eis und das Schiff wurde frei. Wir blieben aber bis zum Morgen liegen, weil wir Angst hatten, in der Dunkelheit mit den losen Eisplatten zusammenzustoßen, die immer noch umhertrieben. Ich nutzte die Zeit, um mich ein paar Stunden auszuruhen.

Sobald es hell wurde, ging ich an Deck und sah, dass meine Männer auch schon da waren, und zwar alle auf der einen Seite des Schiffes. Sie waren über die Reling gebeugt und unterhielten sich offenbar mit jemandem. Tatsächlich war da unten ein Schlitten, der aussah, wie der von gestern, und den es in der Nacht auf einem schwimmenden Stück Eis zu uns herangetrieben hatte. Nur ein Hund war noch vorgespannt, und drinnen saß ein Mensch, den die Matrosen dazu bewegen wollten, an Bord zu kommen. Anders als der gestrige Reisende schien er mir kein wilder Ureinwohner irgendeiner unentdeckten Insel zu sein, sondern Europäer. Als ich an Deck kam, sagte der Steuermann: »Da ist unser Kapitän, der erlaubt gewiss nicht, dass Sie auf offener See sterben.«

Als der Fremde mich sah, sprach er mich auf Englisch an, allerdings hatte er einen ausländischen Akzent. »Bevor ich an Bord Ihres Schiffes komme«, sagte er, »nennen Sie mir doch bitte das Ziel Ihrer Reise.«

Du verstehst bestimmt, dass ich höchst verwundert war, wie jemand, der auf der Klippe des Todes stand und für den mein Schiff die ersehnte Rettung sein musste, kostbarer als alle Güter dieser Welt, so eine Frage stellen konnte. Trotzdem antwortete ich ihm, dass wir uns auf einer Entdeckungsreise zum Nordpol befänden.

Damit schien er zufrieden und willigte schließlich ein, an Bord zu kommen. Großer Gott, Margaret, was für Augen hättest du gemacht beim Anblick dieses Mannes, den man zu seiner Rettung erst überreden musste. Seine Glieder waren fast völlig erfroren und sein Körper durch die erlittenen Entbehrungen aufs Grausamste ausgemergelt. Noch nie habe ich einen Menschen in so erbärmlichem Zustand gesehen. Wir versuchten, ihn in die Kajüte zu tragen, aber kaum hatten wir ihn unter Deck, da wurde er schon ohnmächtig. Wir brachten ihn also wieder zurück an

die frische Luft, wo wir ihn mit Branntwein einriebten und ihm kleine Schlucke davon einflößten. Auf diese Weise holten wir ihn zurück ins Bewusstsein. Als er wieder Lebenszeichen von sich gab, wickelten wir ihn in Decken undbetteten ihn in der Küche neben dem Ofen. Nach und nach erholte er sich und aß ein paar Löffel Suppe, die ihm außerordentlich wohl bekamen.

Zwei Tage vergingen so, erst dann war er wieder in der Lage zu sprechen. Immer wieder befürchtete ich, er habe durch sein Leiden den Verstand verloren. Als er wieder einigermaßen hergestellt war, ließ ich ihn in meine Kajüte bringen und kümmerte mich um ihn, so gut das neben meinen eigenen Pflichten eben ging. Er ist ein überaus interessanter Mensch. Sein Blick hat etwas Wildes, fast möchte man sagen, es liegt Wahnsinn darin, aber es gibt immer wieder auch Momente, besonders wenn ihm jemand freundlich begegnet oder ihm auch nur den kleinsten Dienst erweist, da hellt sich seine Miene auf und er strahlt von unvergleichlicher Güte und Liebenswürdigkeit. Meistens aber ist er melancholisch und voller Verzweiflung. Zuweilen knirscht er auch mit den Zähnen, so als könne er die Leiden, die auf ihm lasten, nicht länger ertragen.

Als mein Gast wieder halbwegs gesund war, hatte ich Mühe, meine Leute von ihm fernzuhalten, die ihn tausend Dinge fragen wollten. Ich mochte nicht zulassen, dass sie ihm mit ihrer unsinnigen Neugier zur Last fielen, wo sein seelischer und körperlicher Zustand sich doch allenfalls durch absolute Ruhe bessern ließ. Einmal gelang es meinem Offizier trotzdem, ihn zu fragen, warum er sich auf einem so seltsamen Vehikel so weit ins Eis vorgewagt habe.

Sofort verdüsterte sich sein Gesichtsausdruck und er antwortete:  
»Um jemanden zu suchen, der mir entkommen ist.«

»Und der Mann, den Sie suchten, war auf die gleiche Art unterwegs wie Sie?«

»Ja.«

»Dann haben wir ihn vermutlich gesehen. Denn an dem Tag, bevor wir Sie an Bord geholt haben, ist tatsächlich ein Mann auf einem Hundeschlitten an uns vorbeigezogen.«

Das ließ den Fremden aufhorchen und er stellte uns eine Frage nach der anderen. Er wollte unbedingt wissen, welche Richtung der Dämon, wie er ihn nannte, genommen habe. Als er wenig später mit mir allein war, sagte er: »Jetzt habe ich Sie sicher neugierig gemacht und diese guten Leute da auch, aber Sie sind taktvoll genug, nicht in mich zu dringen.«

»Aber sicher, das wäre ziemlich unhöflich und rücksichtslos von mir, Ihnen mit aufdringlichen Fragen zur Last zu fallen.«

»Und das, obwohl Sie mich aus einer nicht gerade alltäglichen und durchaus kritischen Situation gerettet und mich wieder ins Leben zurückgebracht haben.«

Einige Zeit später fragte er mich, ob ich es für möglich halte, dass durch das Brechen des Eises der Schlitten des anderen zerstört worden sei. Ich antwortete ihm, dass man darüber keine zuverlässige Aussage machen könne, da der Eisgang ja erst gegen Mitternacht eingesetzt habe. Bis dahin hatte sich der Reisende vielleicht schon in Sicherheit gebracht.

Von dem Moment an schien sich neuer Lebensmut in dem geschwächten Körper des Fremden zu regen. Er wollte sich unbedingt aufs Deck begeben, um nach besagtem Schlitten Ausschau zu halten, doch ich konnte ihn überreden, in der Kabine zu bleiben, weil er für die rauen Temperaturen da oben noch viel zu empfindlich war. Aber ich versprach ihm, jemand anderen an seiner Stelle Ausschau halten zu lassen, sodass er sofort Nachricht bekäme, sollte irgendetwas Auffälliges zu sehen sein.

So weit also mein Bericht über alles, was sich bis heute im Zusammenhang mit diesem seltsamen Vorfall ereignet hat. Der Zustand des Fremden bessert sich nach und nach, aber er ist sehr still, und abgesehen von mir scheut er sich vor jedem, der seine Kajüte betritt. Trotzdem hat er eine so entgegenkommende und freundliche Art, dass die Matrosen ihn alle mögen, auch wenn sie noch nicht viel mit ihm zu tun gehabt haben. Ich selbst habe inzwischen fast brüderliche Gefühle für ihn entwickelt und seine tiefe anhaltende Traurigkeit erweckt Zuneigung und Mitgefühl in mir. Er muss in seinen guten Tagen wahrhaft ein edler Mensch gewesen sein, wenn er selbst im Unglück noch so aufmerksam und liebenswürdig ist.

Liebe Margaret, in einem meiner Briefe schrieb ich, dass es mir auf dem weiten Meer sicher nicht vergönnt sein werde, einen Freund zu finden. Und doch bin ich hier einem Mann begegnet, den ich liebend gern zu meinem Herzensbruder gemacht hätte, wäre mir nicht jenes Unglück zuvorgekommen, das ihm allen Lebensmut genommen hat.

Ich werde dir weiterhin schreiben und dich über den Fremden auf dem Laufenden halten, natürlich nur, wenn es Neuigkeiten gibt.

